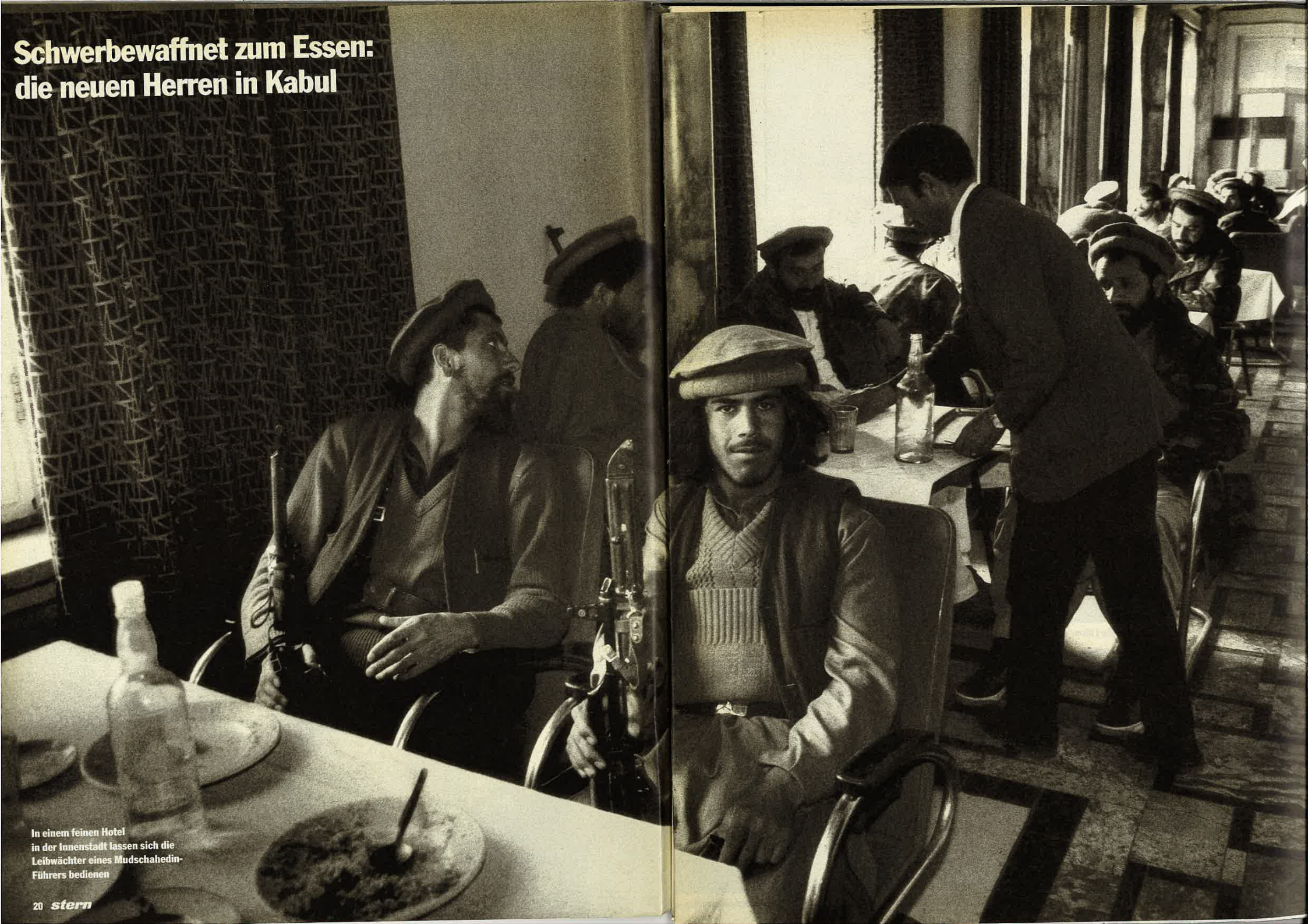
Sieg der Gotteskrieger

Nach 13 Jahren Krieg gegen Kommunisten und sowjetische Besatzungstruppen haben in Afghanistan die islamischen Fundamentalisten gesiegt. Nun kämpfen die Moslemführer gegeneinander um die Vorherrschaft in Kabul

Vater und Sohn im Rot-Kreuz-Krankenhaus von Kabul: Minen, Bomben und Granaten haben eine halbe Million Afghanen zu Krüppeln gemacht

Schwerbewaffnet zum Essen: die neuen Herren in Kabul



In einem feinen Hotel in der Innenstadt lassen sich die Leibwächter eines Mudschahedin-Führers bedienen

Unter dem Banner des Propheten: Heimkehr aus dem Exil

Mit einem kilometerlangen Konvoi ziehen die Führer der fundamentalistischen Jamiat-Partei in die Hauptstadt ein

ALLE FOTOS: VOLKER KRÄMER UND ABBAS/MAGNUM/FOCUS

Von Gabriel Grüner und Volker Krämer (Fotos)

Der Konvoi quält sich in einer Staubwolke den Khyberpaß hinauf. »Islam, Islam!« brüllen die bärtigen Männer von den mit grünen Fahnen geschmückten Lastwagen. Triumphierend recken sie ihre Kalaschnikows und Panzerfäuste in den Morgenhimmel.

»Allah-u akbar« – »Allah ist groß«, rufen die Menschen am Straßenrand: Paschtunen mit schwarzgeschminkten Augen und weißen Turbanen, Tadschiken mit langen Bärten und braunen Käppis, barfüßige Schulkinder mit dem Koran in den Händen.

Die Afghanen feiern die Führer der fundamentalistischen »Jamiat-e-Islami«-Partei, der Partei des islamischen Bundes, die sich nach langen Jahren im pakistanischen Exil von ihren siegestrunkenen Gotteskriegern, den Mudschahedin, heim nach Kabul geleiten lassen.

Sie haben im »Jihad«, dem heiligen Krieg, die »Gottlosen« besiegt. Sie haben in gnadenlosem Guerrillakampf die sowjetischen Besatzer vertrieben. Und sie haben jetzt Präsident Nadschibullah verjagt, den letzten kommunistischen Herrscher Afghanistans.

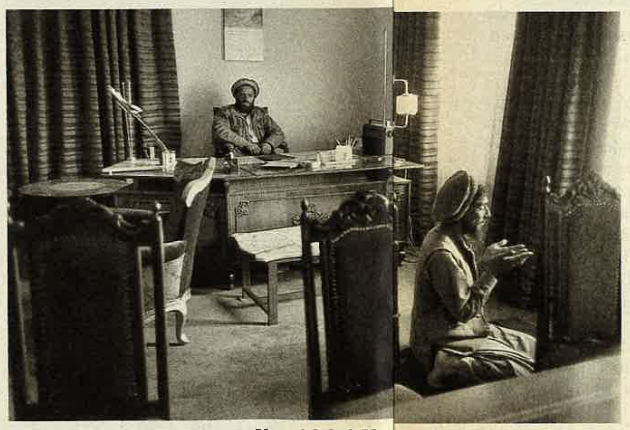
»Allah-u akbar!« brüllt auch der Feuerwehrhauptmann aus Abbesbüttel bei Braunschweig und fällt dabei fast von der Ladefläche des Toyota. Der Niedersachse ist ein Exil-Afghane, der nach 23 Jahren mit der Karawane in seine Heimat zurückkehrt.

Abed Nadjib prüft im Auftrag der Bonner Organisation »HELP«, wie den notleidenden Afghanen am besten geholfen werden kann. »Nach so vielen Jahren die Heimat wiedersehen zu dürfen ist wie eine zweite Geburt«, sagt er. Er trägt seine braune Tadschikenmütze schief, so wie der Held der Tadschiken, »Commander« Ahmed Schah Massoud, Führer der Jamiat-Partei, der mit seinen Gotteskriegern in Kabul die Macht übernommen hat.

Der Weg dorthin ist eine Höllenpiste: Die Straße vom Khyberpaß über Jalalabad und Sarobi ist übersät mit Schlaglöchern und Bodenwellen, der Asphalt ist von Bomben zerrissen. Im Schneckentempo durchqueren wir die »Seidenschlucht«. Am Straßenrand liegen ausgebrannte sowjetische Panzer, verrostete Kanonen, zerschossene Militärlaster – »Russengrab« nennen die Afghanen die Talenge.

Der 13jährige Krieg im zentralasiatischen Bergstaat war ein Konflikt des kalten Krieges. Die Russen stützten die kommunistischen Putschisten in Kabul und marschierten Ende 1979 ein, als deren Macht wankte. Die Vereinigten Staaten und andere westliche Staaten lieferten den antikommunistischen islamischen Rebellen modernste Waffen. Die Sowjetunion ist zerfallen, der kalte Krieg vor-

Ein erschöpfter Mudschahed vor dem besetzten Präsidenten-Palast



Der Kriegsheld der Tadschiken: Ahmed Schah Massoud beim Gebet

Ein Gotteskrieger auf dem Hometrainer am Swimmingpool des Präsidenten-Palastes

über. Doch die Menschen in Afghanistan leiden noch immer.

Fast jedes Dorf ist ein Geisterdorf, überall stehen die Ruinen zerbombter Lehmhütten. Zwei Millionen Afghanen starben im Krieg, eine halbe Million sind durch Minen, Bomben und Granaten zu Krüppeln geworden. Viele sind geflohen.

Fünf Millionen Afghanen hausen in Lagern im Iran und Pakistan, etwa ein Drittel der Bevölkerung. Wer zurückkehrt, kann seine verminten Felder nicht bestellen. Nur die Nomaden mit ihren Kamel- und Ziegenherden kennen sichere Pfade, jenseits der Abermillionen Sprengsätze, die jeden Schritt lebensgefährlich machen.

Am Abend – nach fünfzehn Stunden Fahrt für 350 Kilometer – erreichen wir die Vororte von Kabul. Die Erde bebt unter den Begrüßungssalven aus Haubitzen, Flugabwehrgeschützen und Maschinengewehren.

Unser Fahrer verirrt sich in den stockdunklen Straßen. Noch immer gilt die nächtliche Ausgangssperre. Militärlaster kreuzen unseren Weg.

Endlich finden wir die Auffahrt zum Hotel. In der Halle des »Interconti«, wo sich früher Diplomaten und Funktionäre des alten Regimes grünen Tee servieren ließen, lümmeln sich Mudschahedin auf den Sofas. Ihre Schnellfeuergewehre und Handgranaten haben sie auf den Teetischen abgelegt.

»I'm sorry«, sagt der livrierte Kellner auf unsere Frage nach Abendbrot und zeigt auf das Buffet. Die »Gotteskrieger« waren schneller – ein Usbeke schiebt sich gerade die letzte Hähnchenkeule zwischen die Zähne.

Im Morgengrauen sind immer wieder Detonationen zu hören. »Rockets«, »Raketen«, sagt der Taxifahrer, klopft auf seine Beinprothese und verdoppelt den Fahrpreis.

Nachdem Russen und Kommunisten besiegt sind, schlagen sich nun die verschiedenen Gruppen der siegreichen Mudschahedin die Köpfe ein. Gulbuddin Hekmatyar, Chef der radikal-fundamentalistischen Hezb-e-Islami, der Gottes-Partei, lauert im Logar-Tal dreißig Kilometer südlich der Hauptstadt. Er ist mit Panzern, schwerer Artillerie und Kurzstreckenraketen bestens ausgerüstet und versucht, Ahmed Schah Massoud die Herrschaft über Kabul zu entreißen.

Jahrelang wurde Hekmatyar als glühender Antikommunist vom Westen mit Waffen versorgt. Aber die Hauptstadt hat jetzt sein großer Rivale erobert. Der gewiefte Taktiker Massoud paktierte mit den alten, kommunistischen Regierungstruppen: Zehntausend Mann der usbekischen Milizen des Generals Raschid Dostam liefen zu Massoud über. Mit ihnen schaffte der »Löwe aus Pandschir« den Einzug in die Hauptstadt.

Es war Massouds Rache an dem religiösen Eiferer Hekmatyar, der vor vier Jahren dreißig Getreue des Tadschiken hatte ermorden lassen, darunter zwei von Massouds besten Freunden. Seitdem sind die beiden Mudschaheddin-Führer Todfeinde.

Ihr Ringen um die Macht ist auch ein Konflikt der beiden größten Völker Afghanistans: Hekmatyar gehört zum Mehrheitsvolk der Paschtunen, die seit jeher am Hindukusch das Sagen haben, der Tadschike Massoud vertritt die vielen kleinen Völker, die stets geknebelt wurden.

Fünf Taxi-Minuten vom Hotel entfernt stoßen wir in einer Seitenstraße auf eine Abteilung der gefürchteten Usbekentruppe. Der Taxifahrer hat Angst. Er weigert sich, bei den »Gilam Jam«, zu halten, den Teppichräubern. »Das sind Plünderer und Vergewaltiger«, sagt er und läßt uns erst zwei Straßenecken weiter aussteigen.

Wir gehen zu den vier Panzern, auf jedem hockt eine Handvoll der Nachfahren Dschingis-Khans in voller Kampfmontur. Stumm blikken sie uns an. Als wir ihnen zuwinken, grinsen sie. Wir dürfen fotografieren. Auf Fragen antworten sie nur einsilbig. »Werdet ihr, wie Hekmatyar verlangt, die Stadt verlassen?« Sie lachen. »Niemals!«

Die »Teppichräuber« wollten auf ihren Beutezügen auch die Deutsche Botschaft plündern, doch Irene Salimi, die dort seit drei Jahren als letzte Deutsche die Stellung hält, verwehrte ihnen den Zutritt: »Dies ist deutscher Boden, Sie setzen keinen Fuß darauf.«

Bei jedem Kanonenschuß zuckt die zierliche Frau zusammen. »Mein Gott, hören sie das? Seit Tagen geht das schon so.« Im Garten der Botschaft liegen Granatsplitter. Angst hätten die Menschen in Kabul, sagt Irene Salimi, nicht nur vor den Raketen Hekmatyars.

Ungelenk fummelt die junge Nagiba an ihrem Schador, dem Kopftuch. Nie vorher hat die Kommunistin es getragen, doch jetzt, da zehntausend finstere Krieger Allahs die Stadt beherrschen, muß sich die Angestellte des Außenministeriums fügen.

In Afghanistan gilt jetzt die »Scharia«, das islamische Recht, und die Frauen sind die ersten Opfer der fundamentalistischen Machtergreifung. Sie werden aus dem öffentlichen Leben gedrängt, sie müssen sich verschleiern und der Herrschaft der Männer unterordnen.

Nagiba wurde nur deshalb nicht entlassen, weil sie die einzige in dem Büro ist, die mit der Schreibmaschine umgehen kann. Wieder zupft sie an ihrem Kopftuch: »Unsere Fernsehsprecherinnen sind auch schon verschleiert«, sagt sie in makellosem Deutsch, das sie an der Universität in Leipzig gelernt hat, und lächelt gequält.

Von nun an soll der Strafkodex des Koran das Leben der Afghanen bestimmen. Er schreibt vor, Dieben die Hand abzuhaken, Ehebrecherinnen zu steinigen und kleinere Verbrechen mit der Peitsche zu bestrafen.

Der amerikanische Kollege im »Interconti« hat andere Sorgen. Lautstark beschwert er sich, daß er keinen Whisky mehr kriegt. Alkoholverbot. Die Hotelbar ist geschlossen. »Nur noch dieser verfluchte Tee!«

Unser Taxifahrer weiß Rat. Er bringt uns ins Mikrorajon-Viertel, eine Plattenbausiedlung, Marke Ostblock. Früher lebten hier russische Besatzungsoffiziere und Günstlinge des kommunistischen Regimes.

»Lebensmittel Khalili« steht auf deutsch über einer Ladentür – die Kontakte zur DDR waren vielfältig. »Whisky?« »Leider nur Bier«, sagt Herr Khalili und öffnet einen Kühlschrank voller Dosen. »Fünf oder zwölf Prozent Alkohol. Dortmunder Aktienbräu oder spanisches Bier?« Auf einem Poster reckt uns die Pop-Ikone Madonna ihre Brüste entgegen.

Am nächsten Tag herrscht Waffenstillstand. Massoud und Hekmatyar verhandeln. Die Ärzte im Rotkreuz-Krankenhaus atmen auf. Pausenlos haben sie in den letzten Tagen im Schichtdienst Raketenopfer operiert.

Oberschwester Ingrid Andersson kümmert sich auch um die Hinterbliebenen. »Wir bezahlen den Sarg für den kleinen Salai«, verspricht die Schwedin seinem Vater. »Der Junge ist an einem Kopfschuß gestorben, seine Frau hat der Mann auch verloren. Er ist bettelarm«, erzählt sie uns.

In seinem Bett weint der siebzehnjährige Mohamed unter der Decke, vor einigen Stunden haben ihm die Ärzte beide Beine bis zum Knie abgetrennt. »Minenopfer« steht auf seiner Krankenkarte.

Am Fenster hält eine unverschleierte Mutter ihren von Brandwunden übersäten Sohn im Arm: »Die Mudschahedin sollen sich gegenseitig abschlachten und nicht unschuldige Kinder verletzen. Was nützt mir, daß Brot billiger ist und ich mir jetzt Mehl kaufen kann, wenn ich es mit dem Blut meiner Kinder bezahle? Ist das der Sieg der Gotteskrieger?«

Die Menschen in Kabul fürchten den Sturm Hekmatyars auf die Stadt. Nur einer – so sagen sie – kann ihn verhindern: Ahmed Schah Massoud, den sie ehrfurchtsvoll »Amer« nennen, »Großer«.

Massoud ist auch ein tiefgläubiger Moslem, der fünfmal am Tag gen Mekka betet. Doch anders als Hekmatyar will Massoud sich nicht an den Kommunisten rächen. Seine Jamiat-Partei strebt ein Mehrparteiensystem und freie Wahlen an.

Gulbuddin Hekmatyar hingegen, der »Khomeini Afghanistans«, plant einen mittelalterlichen islamischen Gottesstaat unter seiner Herrschaft, regiert nur von seiner Partei, bei strengster Auslegung der »Scharia«.

Ahmed »der Große« hat zu einer Pressekonferenz geladen. Eine Stunde warten wir, bis »Commander« Massoud, flankiert von seiner tadschikischen Leibwache im Konferenzsaal des Außenministeriums erscheint – in Militärjacke, russischen Springerstiefeln und blütenweißem Leinenhemd.

Ein Lächeln huscht über das schmale, scharf geschnittene Gesicht mit dem schütteren Bart. »Ich begrüße Sie im freien und islamischen Afghanistan«, sagt er.

Der »Robin Hood des Hindukusch«, wie ihn eine englische Zeitung nennt, läßt keinen Zweifel, daß er sich dem Machthunger Hekmatyars widersetzen wird. Weil er genau weiß, daß ein Tadschike an der Spitze des Staates von der paschtunischen Mehrheit nicht geduldet wird, hat Massoud den gemäßigten paschtunischen Theologen Sibghatullatz Mudschadedi zum Präsidenten der Übergangsregierung gemacht – er wird von den Afghanen als »Hazrat«, Heiligkeit, verehrt.

»Ich glaube nicht, daß wir vor einem Bürgerkrieg stehen«, sagt Massoud zum STERN. »Vielleicht wird Hekmatyar weiter versuchen, unschuldige Menschen zu töten, aber wir werden ihn so weit zurückdrängen, daß seine Raketen Kabul nicht mehr erreichen können.«

Dann springt Massoud auf: »Allah-u akbar« rufen seine Krieger und schwenken ihre Kalaschnikows. »Das wird Massouds schwerste Schlacht«, sagt ein europäischer Diplomat, als der »Commander« durch eine Seitentür in den Garten verschwindet, wo sein gepanzerter Jeep wartet. »In Afghanistan ist es leichter Krieg zu führen, als Frieden zu stiften.«

FOTO: VOLKER KRÄMER

»Ist das der Sieg der Gotteskrieger?« Eine Mutter mit ihrem Sohn, der bei einem Raketenangriff schwere Brandwunden erlitt

Viele fürchten den »Khomeini Afghanistans«

ILLUSTRATION: KIRSTEN TONSGAARD

Vielvölkerstaat Afghanistan: Die um die Macht ringenden Paschtunen und Tadschiken machen drei Viertel der Bevölkerung aus. Daneben gibt es 32 kleinere Volksgruppen wie Hazara, Usbeken oder Balutschen